

Das Hamburger Trinkwasser.

Ein hoher preussischer Staats-Beamter schreibt über das Hamburger Trinkwasser: „Ja, das Hamburger Trinkwasser! Das ist die Ursache all dieses unglücklichen Elends.“

Das Hamburger Trinkwasser ist, wie es wohl im ganzen Reich bekannt ist, eine unglückliche Sache. Es wird verschickt, daß sich der Typhus, der in Hamburg nie ganz ausstirbt, genau so weit erstreckt, wie die Hamburger Wasserleitung! Ein sehr bedenkliches Symptom für die Gesundheits-Gefährlichkeit unferes Leitungswassers.

Thatsache ist folgendes: Die Befestigung des Uferes der reichlich eine halbe Million zählenden Einwohnerstadt der Schöner und reichen Hafenstadt geschieht durch Kanalisation. Die unterirdischen Ziele führen die gesammelten Abfälle in die Elbe, und zwar ungefähr an der Stelle, wo das Hamburger Gebiet an das Altonaer grenzt.

Es wird jetzt klar sein, weshalb der Geheimrath Dr. Koch und die Hamburger Behörden dem Elbwasser die Rolle des Choleraerkrankens zuschreiben. Die Excremente der Choleraerkrankten gelangen bis zur endlichen Organisation des Desinfektionswesens unbedenklich in die Elbe, und damit wandern die Choleraerkrankten ungehindert in das Hamburger Trinkwasser. Es sind Fälle gemeldet, wo Personen unmittelbar nach dem reichlichen Genuß solchen Wassers heftig an der Cholera erkrankt und auch nach kurzer Zeit verstorben sind.

Ob dieser Wirkung des zum Leben unentbehrlichen Leitungswassers ist nun wieder in den Zeitungen großer Lärm. Neueste Entrüstung und gewiß mit Recht. Auch die maßgebenden Behörden werden empört über dieses niederträchtige Wasser. Ein einziges Interesse auch für Aufsehende dürfte es sein, zu beobachten, wie lange nach heftigster baldiger Beendigung der Suche diese allseitige Empörung anhalten wird. Etwas länger als gewöhnlich wird sie wohl dauern, aber ob sie die immense Kraft haben wird, das Beharrungsvermögen der Hamburger zu überwinden, das dürfte jedem Kenner der hiesigen Verhältnisse doch recht zweifelhaft sein.

Wer trägt denn aber schließlich vor Gott und den Menschen die Verantwortung für all das namenlose Elend, das dieses Schmutzwasser schon in der Hamburger Bevölkerung angerichtet hat?

Die Pueblo-Indianer.

Einer der interessantesten, gleichzeitig aber auch barbarischsten Indianerstämme sind die Pueblo-Indianer in New-Mexico, über welche dieser Tage Dr. Dorchester, der Superintendent der Indianerschulen, einen sehr ausföhrlichen Bericht hat erscheinen lassen, nachdem die abergläubigsten Rothhäute bisher alle Versuche, künftige Aufnahmen unter ihnen zu machen, vereitelt hatten.

Nach Dorchesters Angaben besteht die auf neunzehn Ortshäuser verteilte Bevölkerung aus 8285 Köpfen. Das in ihrem Besitze befindliche Areal umfaßt 1,074,964 Acres, doch ist vieles davon eine steinerne Wüste und ein großer Theil nur als Weideland zu verwerthen. Doch gehören in das Areal einige wohlbesetzte fruchtbare Thäler, und mit zwei Ausnahmen befinden sich die Pueblo's im Thale des Rio Grande und seiner Nebenflüsse oder seiner Zuflüsse und in den Bezirken dieser Dörfer findet man einige der besten Landstriche des Territoriums. Die Hütten sind aus Lehm, oder Steinen und Lehm, gebaut und meist zwei Stockwerke hoch; die Dächer werden aus Holzlatten, Rohr, Reisig und Heu, welche mit Lehm, beworfen sind, hergestellt, und der Fußboden besteht einfach aus festgekämpfter Erde. Die inneren Wände sind gleichfalls mit Lehm beworfen und erhalten dann einen Gypsüberzug. Uebrigens sind diese Wohnungen schmutzig und verodorrth, richtige Brutstätten für ankündende Krankheiten.

Unter der Gesamtbevölkerung von 8285 Seelen, so berichtet Dr. Dorchester sind 1624 Kinder von schulpflichtigen A ltern; hiervon erhalten 949 Schulunterricht, die übrigen 674 jedoch sich ohne dieses Civilisationsmittel. Schulgang giebt es nicht, Schuldisciplin kaum weniger, und der Besuch der Schulen ist daher sehr spärlich. Disciplin irgend welcher Art giebt es überhaupt bei den Pueblo-Indianern nicht, abgesehen von den mannigfachen heidnischen Gebräuchen, zu denen die Kinder in althergebrachter Weise streng angehalten werden. Die Anhänglichkeit der Pueblo-Indianer an die alten heidnischen Gebräuche, ihr

ganz unbeschreiblicher Aberglaube und der allgemal herrschende Fettersinn sind bedauerliche Hindernisse für eine fortschrittliche Entwicklung; dazu kommt noch die Regenerierung der Rasse infolge Heirathen unter nahen Verwandten. Die heutigen Pueblo-Indianer, obgleich nominell Christen, sind thatsächlich Sonnen-Anbeter, und dieser von Vorzeiten her bestehende Kultus wird den Kindern von früher Jugend eingeprägt. Sie nennen sich „Söhne Montezuma's“ und glauben zuversichtlich an alte Prophezeiungen, welche von Generation zu Generation mündlich überliefert werden und mit der Zeit höchst vage und verschwommen geworden sind und sich auch wohl mit christlichen Legenden zum Theil verschmolzen haben mögen. Darin figurirt eine Art Messias an erster Stelle, welcher, sobald die Zeit erfüllt sein wird, aus seinem Sonnenhaube herabsteigen und das Reich Montezuma's wiederherstellen soll.

Die Pueblo's nehmen an der Regierung des Territoriums nicht theil. Obgleich sie nicht direct dagegen anknüpfen, so halten sie sich fern, zahlen keine Steuern und bestimmen sich nicht um die Verwaltung. Sie haben nicht einmal eine Organisation unter sich als Pueblo's, jedes einzelne Pueblo ernählt seine Lokalbeamten, d. h. ihre heidnischen Priester besorgen das Requirere, und das ist alles. Das interessanteste Pueblo ist das der Juni's. Da wird fortwährend gekämpft, und zwar werden nicht nur die Viehherden der Ranchbesitzer und der Navajo-Indianer heimgeführt, sondern die Juni's stehen sich einander die Ernten, Kinder und überhaupt alles was nicht niert und nagelst ist. Um ihr Raubgelohe zu befriedigen, scheuen sie auch einen Mord nicht, und während der letzten Jahre sind mehrere Mexikaner, welche das Territorium durchreisen, von den Juni's ermordet worden. Die Mörder sind den Pueblo's wohlbekannt, aber keiner derselben ist zur Strafe gezogen worden. Sollte aber einer der Angehörigen des Pueblo in Bezug auf die Befolgung der religiösen Gebräuche nachlässig sein, so wird dies auf das allerheftigste bestraft. Die größte Unmoralität herrscht unter den Juni's, aber daran nimmt Niemand Anstos.

Dr. Dorchester berichtet von Fällen, wo Juni-Indianer, welche von den althergebrachten Gebräuchen abgegangen waren, auf das Grausamste bestraft wurden. Vor einigen Jahren hatten sich zwei ältere Indianer von den Tänzern ferngehalten und wurden deshalb in brutaler Weise mit Knütteln zu Tode geprügelt. Die Vererber dieser gräßlichen That wurden nie zur Rechenschaft gezogen. Ein Mädchen, welches im Alter zur Schule gegangen und nach dem Pueblo zurückgekehrt war, mußte zur Strafe sich spitternackt ausziehen und so vor dem „Gouverneur“ des Pueblo tanzen.

„Ich bin in Verlegenheit,“ sagt Dr. Dorchester, „zu sagen, was geschehen sollte, um diese Zustände zu bessern, und ich kann nur wiederholen, was viele weise Männer gesagt haben. Es ist ein Problem, welches nicht werden muß, und wenn von mir Empfehlungen gemacht werden, die sich später als unpraktisch erweisen, wie das ja auch schon öfter geschehen ist, so muß eben wieder etwas neues versucht werden, bis endlich ein wirksames Mittel gefunden ist. Vor allem sollte aber die Erziehung der Pueblo-Indianer auf das richtige betrieben werden, und so mögen mit der Zeit civilisatorische Einflüsse auch bei diesen verarmten Urbevölkern New-Mexico's ihre Früchte tragen.“

Die Locomotive im heiligen Lande.

Die Stätten, wo einst Jesus wandelte, werden nun auch bald von Locomotiven durchkreuzt werden. Nach verschiedenen politischen Aufnahmen ist jetzt die Strecke für die Eisenbahn A lla-Damascus endgültig festgestellt worden. Die gewöhnliche Linie ist diejenige, welche zuerst von Major Conder vor mehreren Jahren vorgeschlagen wurde. Sie beginnt bei A lla am Mittelmeere, durchläuft nach Süden parallel mit der Küste die Ebene von A lla, indem sie einen Zweck nach Haifa am Nordfuße des Berges Karmel absieht, und zieht dann weiter in südlicher und südöstlicher Richtung quer durch die Ebene Gölörel an Nazareth, Sunem und Jezreel vorbei, durch das Thal von Jezreel und an den Bergen hinlaufend nach dem Jordan, über den sie bei Bethan hinübergeht. Der Jordan bietet hier besondere Vortheile für die Errichtung einer zweibogigen Eisenbahnbrücke.

Nicht allein, daß die beiden Ufer von festen Steinen gebildet werden, auch in der Mitte des Flusses befindet sich ein großer Felsblock, der als Stützmittel für die Bogen dienen kann. Vom Jordan wendet sich die Eisenbahn wieder nach Norden und steigt den Abhang des Plateaus von Golan (Dscholan) hinauf, an den Bergkuppen hin, welche die östlichen Ufer des Sees Genezareth umgeben. Dieser Aufstieg stellt den einzig schwierigen Theil der Linie dar, er scheint aber auch nach den inneren Aufnahmen leichter ausführbar, als man ursprünglich annahm. Wenn das Plateau bei El A erreicht ist, fñht sich die Linie in leichter Steigung über Nabab und A lisch nach Damascus fort. Da die Eisenbahn die schönsten Ebenen des heiligen Landes und des östlichen Palästina durchschneidet, wird sie große Wichtigkeit erlangen. Die leitenden Persönlichkeiten der englischen Gesellschaft, The Palestine Exploration Fund, von denen die obigen Mittheilungen ausgehen, sind der Meinung, daß der Eisenbahnbau zu wichtigen archäologischen Entdeckungen führen werde.

Inzwischen schildert die „A lla. Volkstg.“ in einem Berichte aus Jerusalem vom 21. Aug., welchen Eindruck die erste Locomotive auf das dortige Volk gemacht hat: „Am vergangenen Sonntag strömte viel Volk aus dem Jassa-Thore in der Richtung nach Bethlehem. Dort wird, nicht weit von der Stadt, zwischen der Niederlassung der deutschen Tempel und der Straße nach Bethlehem, der neue Bahnhof für die in nicht ferne Zeit zu eröffnende Eisenbahn von Jassa nach Jerusalem angelegt. Am genannten Tage aber war die erste Locomotive nach der Stadt gekommen, um sich vorzutun und den Beweis zu liefern, daß es mit der Einführung des lange entworfenen, viel gesprochen und von Schwierigkeiten jeder Art umgebenen Planes wirklich kein Fabelwerk ist. Die Locomotive wollte Jeder sehen. Welch sonderbares Ungelüm hier in der Nähe der heiligen Stadt! Wie befreut die vielen mittelalterlichen Mauern, die Thürme und Spighen von Zion, zu dem schraubenden Ungeheuer empor. Auch die Araber und Türken, Christen und Juden, die Bauern und

Beuinen betrachteten mit unfäßlicher Neugierde die rollende, dampfende Maschine. Sie gah vorwärts und rückwärts, sie zog ein paar Wagen hinter sich her; und doch bemerkte man kein Pferd, keinen Esel und kein Kamel, welche sie in Bewegung gesetzt hätten. Das war verwunderlich! Eine uralte Judenmutter, welche noch nicht über das Weichbild von Jerusalem hinausgekommen war, sah das Ding mit neugierigem A bsehen an und sagte, der Teufel fñhe darin. Ein Haufe wilder arabischer Rangen nähere sich beherzt dem Unthiere, es besser zu betrachten. Da stieß es einen heulenden Ton aus, und stohste und spie nach links und rechts, sprühte Wasser und Dampf, köhnte und wühlte Cuam auf. Die Jungen schrien entsetzt zurück. „Ma schah Allah,“ schrie man. „Was will doch Gott! Das ist der Satan!“

Die Durchleuchtungsmethode.

Das Bekleben, krankhafte Veränderungen der inneren Wahrnehmung, und zwar dem beim Menschen unentwickelten Sinne, dem Auge, zugänglich zu machen, hat das elektrische Licht auch in der Heilkunde zu einem wichtigen und unentbehrlichen Hilfsmittel bei der Untersuchung gemacht. Die sogenannte Durchleuchtungsmethode (Diaphanoskopie) mittels des elektrischen Lichtes gestattet dem Arzte ein Einblick in A berrtheile, die sonst dem directen Besehen unzugänglich sind. Seit der Erfindung des Kohlebogenlichtes und seiner Anordnung in sogenannten Magnonlampen, welche nicht größer als eine gewöhnliche Glöhbirne sind, hat dieses seit vielen Jahren bekannte Verfahren erst die rechte Ausführbarkeit erhalten. Die Diaphanoskopie, wie man die Durchleuchtungsmethode nennt, tragen an ihrer Spitze ein antistatisches Magnonlampen von vier bis acht oder mehr Normalkerzen Lichtstärke, das zum Zwecke der Magnonleuchtung noch mit einer kleinen Glasglocke umgeben ist. Um die Erhitzung und so Verletzungen durch Verbrennung bei der Untersuchung zu verhindern, zerstückt zwischen Glasglocke und Lampen mittels feiner Zu- und Abfuhrdröhren noch ein Wasserrohr. Bei der Durchleuchtung des Gesichtes wird ein solches Magnonlampen in den Mund genommen und die Lippen fest geschlossen; die Lichtquelle befindet sich also hinter der Zahnröhre. Alle Knochentheile, namentlich die jugendlichen und weiblichen Personen mit zarten Knochen, die Fettpolster und die Hautbedeckungen lassen die elektrischen Strahlen mit Leichtigkeit durch; das ganze Gesicht vom Kinn bis zu den Augenböhlen erglüht in mehr oder weniger starkem rothem Licht; auch die Augen leuchten feurig aus dem Kopfe heraus; wegen der weniger lichtdurchlässigen Fettpolster, die sie umhüllt, sind sie mit einem dunklen Ring als Schatten umgeben. Die Rosenhöhle ist bis in die hintere Nasenhöhle durchleuchtet. An dieses wichtige medizinische Untersuchungs-Verfahren erinnert jener Kinderarzt, ein glimmendes Streichholz zwischen die Zähne zu nehmen und zu hauchen. Jeder kann sich überzeugen, daß in der Dunkelheit schon bei dieser Spielerei das kindliche Gesicht an manchen Stellen röhlich durchscheinend wird.

Diese Durchleuchtung des Oberleibes wird elektrisches Licht hat nun in neuer Zeit namentlich Dr. Karl Köppler in Frankfurt am Main benutzt, um Entzündungen der Gesichtshöhle und namentlich Vereiterungen der Oberkieferhöhle festzustellen, jener Höhlung im Oberleibe zwischen hartem Gaumen und dem Boden der Augenhöhle. In diese Höhle frei von Eiter, so gehen die Lichtstrahlen des Magnonlampen im Munde unbehindert durch die Knochen hindurch und das ganze Gesicht erscheint auf beiden Hälften gleichmäßig röhlich durchleuchtet. Citrausammungen in einer der Knochenböhlen rufen Verdunkelungen hervor. Diese Durchleuchtung ist also ein sehr schätzbares Hilfsmittel, um Veränderungen in den Gesichtsknochen oder ihren Höhlen zu erkennen, und macht also diese sonste unzugänglichen Gebiete der scharfen Prüfung des Auges zugänglich. Allerdings ist ein Vergleich der Durchleuchtungswirkungen beider Gesichtshöhlen immer voraus, daß die Wandhöle der Knochen jedesfalls auch die Symmetrie in der Gesichtsbildung gleich ist. Denn während im Allgemeinen erkrankte Theile dunkel bleiben und gefunde röhlich durchschimmern, werden bei verschiedener Lage der Gesichtsknochen, bei Asymmetrie derselben, auch ohne krankhafte Veränderungen Beleuchtungsunterschiede in beiden Gesichtshöhlen ergeben. Ein weiteres sicheres Kennzeichen einer Vereiterung der Oberkieferhöhle, wie sie durch Entzündungen der Nase oder der Zahnröhren entstehen kann, liegt nach Dr. Davidsohn noch darin, ob die Augen feurig roth aus dem Kopfe hervorleuchten oder nicht. Bleibt ein Auge oder auch beide dunkel, so muß sich also zwischen Lichtquelle und Auge etwas befinden, was das Licht nicht durchläßt, seien es nun Neubildungen im Knochen oder Eiter in der Höhlenhöhle. Auch der Zahnarzt kann sich des Durchleuchtens zum Erkennen von Veränderungen im und am Zahn bedienen. Bringt man bei offenem Munde das Stämpchen hinter einen Zahn, so wird derselbe bis in die äußersten Wurzelenden durchleuchtet.

Unter den Bewohnern der Regierungserfahrungen in Fortre Monro e in Birginien herrscht nicht geringe Verwirrung über die vom Kriegsminister in Washington erlassene Order, daß alle auf der Reservation stehenden Gebäude, worunter sich das Hotel und Chamberlain's neues Hotel befinden, bis spätestens 29. September geräumt und nach diesem Tage auf Kosten der Eigentümer niedergezogen werden müssen. Nach der Kongressakte vom März 1868 ist der Kriegsminister vollkommen befugt, in dieser Weise vorzugehen. Die Veranlassung ist die, daß die Bürger, welche Häuser und Hotels auf der Reservation errichten, es vernachlässigen haben, dem Ingenieurdepartement der Regierung bei der Herstellung von Abzugskanälen im Bürgerviertel des Forts entgegenzukommen resp. sich dagegen geäußert haben.

Gemüthlich. Herr: Da zum Ruf, Drohschulter, wissen Sie denn den Weg nicht genau, daß Sie alle Augenblicke wieder umkehren? Drohschulter: „Einsidigen S, Euer Gnaden, mein Gaul laßt sich halt nicht leicht wenden, und wenn I' also an eine Gasse komm', in die ich recht einbiegen soll, muß ich halt allemal vorbeifahren und z'erst umkehren, damit ich nachher links 'neinfahren kann!“

Die „Große Armee der Republik“.

Die „Große Armee der Republik“ (G. A. R.) wurde am 6. April 1866 organisiert, und zwar auf die Anregung von Dr. E. F. Stephenson hin, der als Chirurg im Krieg gedient hatte. Sofort nach Schluß des Krieges begann derselbe eine Agitation für Gründung eines geheimen Wohlthätigkeitsvereins, nach dem Muster der Freimaurer, der ausschließlich aus ehrenvollen entlassenen Veteranen der Unions-Armee bestehen sollte. Daraus ging die Bildung des ersten Postens hervor, bekannt als Detachement Numero Eins, vom Departement Illinois. Diefem ersten Posten schlossen sich sehr bald andere Posten an, welche sich staatenweise vereinten, und sich unter ein nationales Kommando stellten, bis ihre Zahl auf 7000 mit 400,000 Mitgliedern angewachsen war. Ihr Charakter ist aber nicht eigentlicher öffentlicher, militärisch geübter und kommandirter Veteranen-Organisationen.

Ihr Zweck ist Wohlthätigkeit, Mithätigkeit und Patriotismus (Vohalität). Sie sorgt für ihre arbeitsunfähigen und verarmten Mitglieder, Wittwen und Waisen und begräbt die Verstorbenen. Seit 1871 find über 2 Millionen Dollars für solche Unternehmungen verwendet worden. Ihre Mitglieder sollen vor allen Dingen bereit sein, das Geschick im Innern und das Vaterland nach Außen zu verteidigen zu helfen. Als die Kriegsgefahr mit Chile auftrat, boten diese Veteranen sofort ihre Dienste an. Etwas der dritte Theil der Unions-Soldaten des letzten Krieges gehören der G. A. R. an. In 1871 betrug die Zahl ihrer Mitglieder 30,124; sie stieg von Jahr zu Jahr, bis sie 1880 auf 60,654 gekommen war. Seitdem nahm sie schneller zu und war 294,974 in 1889 und beträgt jetzt, wie schon erwähnt, über 400,000.

Die Posten in Pennsylvania hatten die meisten Mitglieder. Vor 3 Jahren wurde deren Zahl auf 43,035 angesetzt. Ohio berichtete 41,486, New York 37,286, Illinois 30,293, Indiana 23,553, Michigan 21,420 und Massachusetts 20,687. Inzwischen hat die Zahl der Mitglieder in Pennsylvania um nur etwa 500 zugenommen, während sie in Ohio auf 45,522 angewachsen ist.

Der mehrfach erwähnte Anlaß, daß die „Große Armee“ eine politische Organisation sei, ist von deren Führer stets mit entschiedenem Widerpruch begegnet worden. Besonders ist General Alger gegen diese Behauptung aufgetreten, indem er auf den Beschluß im Lager der G. A. R. von 1869 aufmerksam machte, welcher lautete: „Kein Officier oder Kamerad der G. A. R. soll irrend die politische Organisation von Partei-Zwecken brauchen und keine Verhinderung ihrer Versammlungen gestatten, noch sollen irgend welche Nominationen für politische Zwecke gemacht werden.“

Auch im Auslande haben alte Veteranen der Unions-Armee Posten der G. A. R. gegründet, so einen auf den Sandwiche's-Inseln, der zum Departement California gehört und vor 15 Jahren gegründet wurde. Derselbe hat einmal sein Lager im königlichen Palaß daselbst abgehalten. Ein anderer Posten besteht in Canada in der Provinz Manitoba; derselbe wurde von George W. Brown, vom Vater Post No. 8 zu Philadelphia, gegründet; er gehört zum Departement Pennsylvania. Alle Mitglieder der Posten, gleichviel, ob sie Generale waren oder noch nicht, oder gemeine Soldaten, stehen auf gleichem Fuß der Kameradschaft, ohne allen Rangunterschied.

Unter den Frauen-Hilfs-Gesellschaften der Veteranen steht in erster Linie das „Frauen-Hilfs-Corps der Großen Armee“, die einzige, die von dieser offiziell anerkannt worden ist. Eine Zweig-Gesellschaft ist die vom General Winfield Scott Posten zu Philadelphia. Dieser anerkannte National-Frauen-Verein hat 236 einzelne Vereine in 47 Staaten und Territorien mit 101,231 Mitgliedern. Er wird seine National-Versammlung (sog. Lager) zu Washington in der N. P. Presbyterianer-Kirche abhalten. Die Ehre der Veteranen find eine andere Art der Hilfs-Vereine der G. A. R. Vor zwölf Jahren wurde der erste Posten der Ehre der Veteranen vom Anna M. Posten, No. 94, zu Philadelphia gegründet. Sehr bald entstanden in fast allen Staaten solche „Frauen-Posten“, die jetzt zusammen mehrere Tausend zählen und nur aus Ehemännern von Veteranen bestehen. Auch sie haben ihr Hauptquartier bei dem gegenwärtigen Veteranen-Lager zu Washington.

Wandervertragen.

Ein Bild von den Strapazen, die in Folge der Hitze während der Wanderei von den Truppen auszuhalten sind, gewähren die Schilderungen, welche Briefe von Soldaten, des Königs-Gränadieregimentes enthalten, das gegenwärtig in der Umgegend von Boston einquartiert ist. Der schlimmste Tag der großen Hebung soll, wie nach denselben das „Viege Tagel.“ mittheilt, Sonnabend, der 20. August gewesen sein, an welchem das Brigadecorps kassirt. Das Regiment rückte schon früh um 4 Uhr aus dem Fort 2, in Boston aus und erreichte nach einem Marsche von circa drei Stunden den großen Ostover-Platz, auf welchem sofort die Parade-Aufstellung begann. Die Mannschaft trugen Tuckermägen 3. Garnitur mit selbsttragendem Gepäck, wodurch die Leute außerordentlich von der Hitze zu leiden hatten und schon unterwegs viele Leute matt wurden und zurückbleiben mußten. Um 8 Uhr begann die Abnahme der Parade durch den Brigadecommandeur, wobei wieder eine Anzahl Leute umfielen und hinter die Front geschickt wurden, denn die Temperatur betrug 83. Gr. Reaumur. Deshalb befehlt der General sofort, die Uniformen zu öffnen und die Binden anzulegen. Es wurde sofort nach Boston befehligt, von wo nach kurzer Zeit Sanitäts-Fahrzeuge und Mannschaften eintrafen, welche die Ermatteten nach der Stadt schickten. Gegen 9 Uhr begann das Gefecht, welches jedoch schon nach Minuten unterbrochen wurde, damit auf Befehl des Generals das Gepäcks, das Schanzzeug und die hinteren Bataillone des Regiments abgeleitet wurden. Ferner wurde befohlen, beim Vorgehen der Schanzlinien etc. nur im gewöhnlichen Schritt, statt im Laufschritt oder Sprungweise vorzugehen. Die Hitze war inzwischen noch angelegener und die Strapazen für die Soldaten vergrößerten sich durch das stete Anlegen in den glühend heißen Sand. Die Gewehrläufe waren so heiß geworden, daß die Gewehre an den Riemen getragen werden muß-

ten. Um 12 Uhr erfolgte der Schluß des Exercirens und darauf wurde nach der Stadt zurückmarschirt, wo die Ankunft gegen 3 Uhr erfolgte. Auf dem Rückmarsch wurden von dem einen Bataillon des 9. Regiments allein 11 Mann schwach. Die Verzte und Lazarethgehilfen hatten alle Hände voll zu thun, um die Matten zu entfernen. In den zwei vorliegenden Briefen ist von Todesfällen in dem Königs-Gränadiere-Regiment nicht die Rede, dagegen sprechen beide übereinstimmend davon, daß beim 50. Regiment drei Todesfälle in Folge Hitzschlages vorgekommen sein sollen.

Vertiuer Hunde-Pensionate.

Unter den vielen merkwürdigen Einrichtungen, welche Berlin besitzt, zählen gewiß die Pensionate für Hunde, Katzen und Papageien zu den seltsamsten. Im Großen und Ganzen sind nun diese Anstalten, welche aus dem Bedürfnis der Pflege der betreffenden Thiere während der Abwesenheit ihrer Eigentümer entspringen, in ähnlicher Weise eingerichtet und geleitet, indeh die Pensionate für Hunde bieten so viel Details-Interesse, daß wir, von den anderen absehend, nur diese Pensionate etwas näher betrachten wollen.

Der Berliner hat, wieviel mehr wie andere Großstädter, eine ganz eigenartige Vorliebe für die Hunde. Vereist nun die Familie, in welcher diese Thiere gleichsam als Mitglieder betrachtet werden, aber aus irgend einem Grunde nicht mitgenommen werden können, so weih man gewöhnlich nichts Besseres zu thun, als diese Thiere oder das Thier in einem Pensionat unterzubringen. Auf Bekannte oder Verwandte ist nicht Verlaß genug, das Einkommen entläßt man während der Reisezeit gewöhnlich, um Geld zu sparen, und bleibt sie zurück, so läßt sie nach Ansicht der Hundezüchter dem Alter nicht Pflege genug zu Theil werden. Deshalb strebt man ihn in ein Hundepensionat, wo er tarifmäßig gute Kost, gute Behandlung und alleer Unterhaltung zu fordern hat.

Die größeren Institute dieser Art liegen außerhalb des Reichsbildes der Stadt, weil sich die Nachbarschaft innerhalb Berlins das obenverzeihende Gefläß und Gehül der Pensionatsdienste nicht gefallen läßt. Dann muß schon aus sanitären Rücksichten ein größeres Feld zur Verfügung für die Hunde vorhanden sein, ferner sind die Mienen außerhalb der Stadt nicht so theuer wie im Innern, und für eine Hundepensionat braucht man ein verhältnismäßig großes Terrain.

Wenn nicht der Pensionhalter, so sind seine Gehilfen Originale, wenn nicht in ihrem Aeußeren, so doch in der Art und Weise, wie sie mit Menschen umzugehen verstehen. Sie machen gewöhnlich einen etwas kunstfertigen Eindruck, führen aber das Attribut der Destur, die Peitsche, nicht bei sich, um zärtlichste Gemüther, die ihre Hunde in Pension geben wollen, nicht zu erschrecken. Diese Hundepfleger verstehen es, Menschen zu beobachten und Gefühlswichtig zu beurtheilen, wenn sie dieselben wirklich nicht besitzen. Man muß sie hören, wenn sie der Besitzer eines Koppel's klar machen, welche Pflege dem Thiere zu Theil werde, wie sich das Thier sich in der ersten Zeit nach der Pensionat geföhnt habe, wie es geklagt und gemocht habe und wie es jetzt so veranlagt ist, seine Freunde unter den anderen Hunden habe, von den anderen Hunden wegen seiner Reinlichkeit und Delicateffe mit ganz besonderer Achtung behandelt werde, um zu begreifen, daß der Besitzer des Hundes die diesen Thränen über die Wangen laufen und daß am Schluß ein Extratrinkgeld in die Hand des empfindlichen Hundepflegers fällt.

Die Hunde sind gewöhnlich im Unterhof eines größeren Hauses und in dessen Umgegend, in besonderen Gitterkäfen untergebracht, in denen sie ihr warmes Lager haben. Die meisten Hunde bringen eigenes Mobilien, wenigstens ihre Betten mit. Gibt es doch in Berlin Geschäfte, die lediglich mit der Fabrication von Hunde-Kaukissen sich beschäftigen. Sie liefern gepolsterte und kunstvolle mit Stücken und Mücheln verzierte Salen - Hundebetten, warme Winterkleidung, Halsbänder, Riemenzeug, um die Hunde an der Leine zu führen, Maulkörbe, Schlaf- und Weidekörbe etc. Die Absperrung der einzelnen Hunde ist notwendig, da die meisten dieser Kläffer verhasst und lauenhaft sind und ein ununterbrochenes Bellen zwischen ihnen stattfinden würde.

Bei den gemeinsamen Spaziergängen, die die Hunde Vormittags unternehmen, müssen die Wärter mit der Peitsche die freitenden Parteien öfter auseinander bringen. Jedem Menschen erscheint ein Thierarzt, der die offizielle Visite bei den lieben Thieren macht. Dann folgt gewöhnlich das Frühstück, das aus Pferdebouillon und aus Hundebiskuit besteht; für besonders zarte Pinder sind Biscuits worden von den Herrschaften besondere Kapitalien deponirt, um den Thieren die gemohnten Nationen von Zucker und echten Biskuit zu Theil werden zu lassen, welche diese Thiere zum Frühstück zu sich zu nehmen gewöhnt sind. Nach dem Besorgungsbesuchen im Freien kommt das Mittagessen.

In einem dieser Pensionate, erzählt O. Kalkmann, dem wir die obige Darstellung entnehmen, wurde während des Mittagessens gerade eine alte Drehorgel gespielt, um für die Hunde Tafelmusik zu machen. Wie ich aus den ironischen Bemerkungen des Pensionaltalters und seiner Gehilfen zu entnehmen glaube, wird diese Drehorgel allerdings in Pensionat geföhrt, wenn die Hundepensionäre gerade Besuch von ihren Besitzern oder deren Angehörigen haben. Mander Hundezüchter und mander Hundezüchter sind zu Thränen gerührt gewesen durch die Aufmerksamkeit, die man den Hunden durch das Spielen der Drehorgel beim Mittagstisch erwies.

George Murray, ein etwa 45 Jahre alter Mann, der vor etlichen Jahren bei einem Unfall mit einer Dampf-Drehmaschine sein linkes Bein eingebüßt hatte, wurde in Kansas City in Missouri wieder das Opfer eines Unfalls, der ihm auch sein rechtes Bein kostete. Der Unglückliche wollte die Geleise der Chicago & Alton-Bahn an der ersten und South-Strasse kreuzen, geriet aber in der Dunkelheit vor einen Güterzug und wurde überfahren. Erst als der nächste Zug denselben Weg kam, wurde er entdeckt, und im Ambulanzwagen nach dem nächsten Hospitale geschafft. Er wird schließlich mit dem Leben davonkommen; in diesem Falle würde der Tod sicherlich als Erlöszer zu betrachten sein.

In Montgomer, Tex., ist der Bauhohlfuß von Troop & Griffith, mit 2,000,000 Fuß Holz abgebrannt. Der Schaden beträgt \$80,000.

Schon seit Bechstein und früher her hat man es versucht, den Vogelgefang für die Vorkellung des Züchters verhältnißmäßig, namentlich aber wissenschaftlich-musikalisch zu zergliedern, so daß also jomohr für den Fang an sich, als auch für die Verschiedenartigkeit seiner Ausgebungen, bezüglich für seine Ausdrucksmanigfaltigkeit, bestimmte Begriffe aufgestellt worden. So hat sich im Laufe der Zeit, besonders aber in der neuesten Gegenwart eine eigenartige Vogelgefangsunge gebildet, welche jedoch nicht allein die sogenannten Wildlinge, d. h. die Sänger in Feld und Wald, umfaßt, sondern vornehmlich auch die Kulturvögel, der Kanarienvogel und alle jene, welche man als „geleitet“ Vogel zu bezeichnen pflegt. Sie lehren uns nun also Folgendes.

Der Vogel singt, wenn er seine Leiden, mehr oder minder zwischenherden oder zirkelnden Töne mit lauten, schmetternden Vermischungen, und das Ganze harmonisch in Einklang bringt. So steht er als Sänger desto höher, je mehr er es vermag, aus eigener Entscheidung seine Gesang manigfaltig zu gestalten, und in dieser Befähigung verleiht man ihn vollberechtigt mit dem menschlichen Dichter. So erfindet, d. h. „dichtet“ jeder der Sängervögel: Nachtigall, Sprosser, Singdrossel, und Amstel, Schama, und Spatzdrossel und alle übrigen, sein wunderherrliches Lied immer neu und wechselreich, so daß man sagen kann, jeder derartige Sänger ist von dem anderen seiner Art weit verschieden; der Volksmund bezeichnet ihn daher zutreffend als „Originalsänger“.

Der Vogel schlägt, wenn er die lauten einzelnen Töne oder Strophen seines Gesanges immer in gleicher Folge wieder läßt; so z. B. schlägt der Fink und auch der Kanarienvogel, der letztere wenigstens bedingungsweise.

Als Pfeifen bezeichnet man das aus Klaren, gerundeten, hohen Tönen bestehende Zingen des Vogels, und wenn es voller, tiefer und noch mehr gerundeter klingt, als Flöten. Sind jomohr die ersten als auch die letzten Töne einzeln in der Naturgefang, in die Strophen, bezüglich das ganze Lied, harmonisch vermischt, so bringen sie die beste Wirkung hervor, doch kann das Flöten auch werthvoll sein, wenn es nur in einzelnen, langgezogenen, klangerfüllten Klängen besteht, wie z. B. beim europäischen Fink und beim nordamerikanischen Klarinettenvogel.

Waldsänger heißen zunächst die Vögel, welche sich darin üben, aus einem Viere mehrerer herabragender Sängere ihre eigenen Art verschiedene Strophen nachahmend mit einander zu verwechseln, so auch wohl aus den Liedern der einander am allerersten stehenden Sänger, wie z. B. des Sprossers und der Nachtigall. Weithin bringen es diese Vögel nur zur Stimmerei, und selten wird aus einem solchen Vogel ein vortrefflicher Gesangsünstler, der das aufgenommene Fremde zum eigenen harmonischen Viere zu gestalten vermag.

Einen anderen Waldsänger haben wir in dem Vogel vor uns, der aus den Liedern zahlreicher fremder Vögel einzelne Wendungen aufnimmt und in seinen Gesang verwebt, er gehört aber bereits zu den sogenannten Sätzlern.

Ein solcher ist umso höher zu schätzen, je treuer und vollkommener er, sei es das Lied eines anderen Vogels oder sei es die eine oder andere Strophe aus einem solchen, aufzunehmen und nachzuahmen vermag. Gering ist der Spötter und man bezeichnet ihn als Stämper, wenn er nur je eine Wendung oder gar nur einen Ton aus den verschiedenen Liedern entnimmt, und diese zusammenhängend und harmonisch unter einander mischt. In diesem Sinne gilt die Bezeichnung Mischer als verächtlich von einem Vogel. Die hervorragenden Spötter lernen eine kammersweise große Anzahl von Gesängen der je umgebenden Vögel, und zeigen nicht allein täuschend treu, sondern auch voll und ganz hinter einander nachzuahmen. Ein solches, aus vielen anderen bestehenden Vogelgedicht kann natürlich einen ganz außerordentlichen Eindruck hervorrufen; der Spötter findet, der Gartenlaubvogel oder das gelbe Spötterchen, der röhrlüchtige Würger, die Wundschragmüde oder das Schwarzblatt und der Zumpfrohlfänger.

Das Meer birgt bekanntlich nicht anbedeutende Mengen Gold. Bisher hatte es aber nicht gelingen wollen, den unerforschlichen Schatz zu heben, weil die Schmelzung des Metalls aus dem Verkauf weit überlegen. Neuerdings will nun ein bekannter nordwestlicher Chemiker, G. A. Münster in Christiania, ein Verfahren erfinden haben, um dem Meere das Gold auf eine heikelle Weise abzugewinnen. Das soll durch die Elektrolyse geschehen, und zwar im Meere selbst. Man wählt hierzu eine etwa 60 Meter breite Straße zwischen zwei Inseln und verfertigt z. B. 60 Matten galvanischen Eisens von sechs Quadratmetern deart in's Wasser, daß sie gegen die Strömung einen Winkel von 30 Grad bilden. Zur Erzeugung des elektrischen Stromes, der die Matten durchziehen und das Abziehen des Goldes bewirken soll, dient nach dem Vorschlage Müntser's entweder die Strömung selbst, oder die Kraft des Windes. Der Genannte hält eine derartige Anlage, weil billig zu bauen und zu betreiben, für sehr ertragfähig.

Jüngst trat der Staatsanwalt Raymond der Andere aus Brügge in Begleitung von vier bürgerlich gekleideten Bedarmen plötzlich in den großen Spielssaal von Chateau, besah die sofortige Einstellung der Spiele und beschlagnahmte die auf dem Tische befindlichen Karten und Spielstücke, sowie sämtliche Spieler, Mitglieder und Zuschauer u. s. w., des Privatclubs. Dann ließ er die Möbel aus dem Saale verschaffen. Der Zutritt zu letzterem ist untersagt. Mehrere Ausländer haben bei ihren Consulaten über das Vorgehen des Staatsanwaltes Beschwerde erhoben.

In Chenevillers, Col., wurde ein Regter, der sich Noah Anderson nennt, unter Verdacht verhaftet, ein aus der Hugo Fall ausgebrochener Gefangener zu sein. Der Sheriff fand, daß das Aeußere des Verurtheilten genau auf die Beschreibung von Davis, des Schalka-Schändlers, paßt, auf dessen Haftvernehmung \$500 Belohnung ausgesetzt sind, und hat die Behörden von Schalka benachrichtigt.

Wenn Verlich der Verhaftung seiner Mutter und seines Vaters wurde in Chicago Robert Rothgerber verhaftet. Er konnte es nicht erwarren, bis das von seinem Vater hinterlassene Vermögen von \$350,000 zur Vertheilung unter die Erben gelangen würde.